

**HEYNE
HARD
CORE**

ZUM BUCH

Ein schweres Erdbeben sucht Los Angeles heim. Sobald die Erschütterungen vorbei sind, bricht das eigentliche Chaos in der zerstörten Stadt aus. Clint Banner wird von dem Beben in seinem Büro überrascht. Er will so schnell wie möglich zu seiner Familie, doch auf den Straßen herrscht Anarchie. Gemeinsam mit einer hysterischen Frau und der cleveren, erst dreizehn Jahre alten Em macht er sich auf eine Odyssee durch das von Plünderern heimgesuchte L. A. Und die Zeit drängt: Clints Frau Sheila ist unter den Trümmern ihres Hauses verschüttet und kann sich nicht aus eigener Kraft befreien. Was ihr Nachbar, der psychopathische Stanley, gnadenlos ausnutzt.

Wenn Menschen zu Bestien werden – Richard Laymons gnadenlos überdrehter Höllenritt durch ein apokalyptisches L. A. ist nichts für schwache Nerven.

DER AUTOR

Richard Laymon wurde 1947 in Chicago geboren und studierte in Kalifornien englische Literatur. Er arbeitete als Lehrer, Bibliothekar und Zeitschriftenredakteur, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete und zu einem der bestverkauften Spannungsautoren aller Zeiten wurde. 2001 gestorben, gilt Laymon heute in den USA und Großbritannien als Horror-Kultautor, der von Schriftstellerkollegen wie Stephen King und Dean Koontz hoch geschätzt wird.

Richard Laymon im Internet: www.rlk.cbj.net

LIEFERBARE TITEL

Rache – Die Insel – Das Spiel – Nacht – Das Treffen – Der Keller – Die Show – Die Jagd – Der Regen – Der Ripper – Der Pfahl

RICHARD LAYMON

DAS INFERNO

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Stefan Rohmig

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe

QUAKE

erschien 1995 bei Headline Book Publishing Group, London



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

www.fsc.org Zert.-Nr. SGS-COC-001940

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier

Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 07/2010

Copyright © 1995 by Richard Laymon

Copyright © 2010 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlaggestaltung und Motiv:

© Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-67582-7

www.heyne-hardcore.de

Dieses Buch ist Mike Bailey gewidmet –
einem Herausgeber, wie ihn sich alle
Autoren wünschen, aber selten finden.

Danke, Mike.

Zwanzig Minuten vor dem Beben stand Stanley Banks an seinem Wohnzimmerfenster. Er hielt den Sportteil der *L. A. Times* auf Brusthöhe vor sich, aber tat nur so, als ob er darin las. So machte er es jeden Morgen. Für den Fall, dass Mutter ins Zimmer rollte und ihn am Fenster erwischte.

Meistens blieb sie in der Küche, trank Kaffee, qualmte ihre Zigaretten und hörte Radio.

Manchmal jedoch tauchte sie überraschend auf, und da bot die Tageszeitung eine gute Deckung.

Mittlerweile wusste sie, dass Stanley sich angewöhnt hatte, am Fenster im Morgenlicht die Titelseite des Sportteils zu studieren.

Das hatte er ihr oft genug erklärt.

Natürlich war das nicht die Wahrheit.

In Wahrheit stand er dort, um den Bürgersteig zu beobachten.

Gerade spähte er über den oberen Rand der Zeitung.

Er hoffte, dass er sie nicht verpasst hatte.

Er schaute auf seine Armbanduhr. Punkt acht. Innerhalb der nächsten fünf Minuten müsste sie am Haus vorbeigerannt kommen.

»Stanley!«, rief seine Mutter. »Stanley, sei so gut und hol mir ein paar Streichhölzer.«

Stanley spürte, wie sich seine Kehle zuschnürte.

»Gleich«, rief er.

»Bitte tu, was ich dir gesagt habe.«

Ich werde sie verpassen!

Vielleicht nicht. Wenn ich mich beeile.

Er warf die Zeitung auf den Beistelltisch, schritt durch das kleine Wohnzimmer zum Kamin, griff sich eine Handvoll Streichholzbriefchen aus dem Bastkorb auf dem Sims und eilte durch das Esszimmer in die Küche. Er warf die Streichholzbriefchen vor seiner Mutter auf den Tisch, wo sie hart aufprallten und in alle Richtungen davonstoben. Ein Briefchen fiel auf den Boden neben ihren Rollstuhl.

Stanley fuhr herum. Er hatte einen einzigen Schritt aus der Gefahrenzone geschafft, als eine strenge Stimme verlangte: »Bleib sofort stehen!«

»Mut-terr.«

»Sieh mich an, wenn ich mit dir rede.«

»Jawohl, Ma'am.« Stanley sah sie an.

Alma Banks schielte ihn durch ihre pink gerahmte Brille an, schob sich eine Virginia Slims zwischen die Lippen und riss ein Streichholz an. Sie sog die Flamme durch ihre Zigarette heran, inhalierte und stieß zwei graue Rauchwolken durch ihre Nasenlöcher.

»Ich hatte dich um Streichhölzer gebeten, junger Mann, nicht um einen Wutausbruch.«

»Es tut mir leid. Wenn du nur ein paar Minuten länger gewartet hättest ...«

»Ist deine Zeit zu kostbar, um deiner eigenen Mutter einen kleinen Gefallen zu erweisen?«

»Nein«, sagte er, »tut mir leid.«

Ich werde sie verpassen!

»Streichhölzer, mehr wollte ich nicht. Streichhölzer. Verlange ich denn so viel von dir? Du bist ein erwachse-

ner Mann. Du bist zweiunddreißig Jahre alt. Du lebst in meinem Haus. Du isst mein Essen. Ist es da zu viel verlangt, wenn du alle Jubeljahre mal etwas für mich erledigen sollst? Ist es das?«

»Nein. Es tut mir leid. Kann ich jetzt gehen?«

»Ob du jetzt gehen *darfst*?«

»Darf ich? Bitte.«

»Geh!« Ein Wedeln ihrer Hand brachte Bewegung in die Rauchwolke vor ihrem Gesicht.

»Danke, Mutter.« Er ging zurück zum Wohnzimmer und zwang sich, nicht zu hetzen. »Ich bin in ein paar Minuten zurück und spüle das Geschirr. Ich will nur den Sportteil fertiglesen.«

»Du und dein Sportteil. Der läuft dir doch nicht weg, oder?« Sie gab keine Ruhe, aber sie folgte ihm nicht. Von ihrem Rollstuhl war kein Geräusch zu hören. Anscheinend reichte es ihr, ihn mit ihrer Stimme zu verfolgen. »Deine kostbare Sportseite löst sich nicht in Luft auf, das weißt du doch? Die ist nachher auch noch da.«

Aber Stanley stand schon am Fenster.

»Kann der Sportteil nicht mal zwei Minuten warten, damit du deiner Mutter ein paar Streichhölzer suchst?«

»Ich *habe* dir Streichhölzer geholt«, rief er.

»Vor mich hingeknallt hast du sie.«

»Tut mir leid.«

»Das sollte es auch.«

Er blickte auf seine Armbanduhr: drei Minuten nach acht.

Wenn ich sie verpasst habe ...

»Ich werde nicht für immer da sein, das weißt du doch?«, erinnerte ihn Alma.

Gleich würde sie auf die Tränendrüse drücken.

Stanley war selbst zum Heulen zumute. Für heute hatte er seine Chance verpasst, darum betrogen durch die egoistischen Launen seiner ...

Und dann erschien sie.

Mein Gott, dachte Stanley.

Ganz egal, wie oft und wo er sie sah, und ganz egal, was sie trug: Der Anblick von Sheila Banner versetzte seinem Herz immer wieder einen Schlag, ließ ihn nach Luft ringen und seinen Penis auferstehen.

»Oh, Sheila«, flüsterte er.

Sie tauchte hinter dem Oleander an der linken Seite des Rasens auf. Die langen Beine gestreckt, schwang sie ihre Arme anmutig und entspannt. Ihre Schuhe und Söckchen waren so weiß wie in der Sonne glänzender Schnee. Ihre goldbraunen Beine leuchteten lebhaft im Spiel der Muskeln. Bis zum goldenen Rand ihrer Shorts waren sie unbedeckt.

Die königsblauen Shorts schimmerten, als sie lief. Stanley konnte *spüren*, wie sie Sheila von den Oberschenkeln über den Hintern in fließenden Bewegungen umschmeichelten und sich samtig und warm zwischen ihren Beinen rieben.

Sie trug ein altes verwaschenes blaues T-Shirt, das ihr zu groß war. Ihre Oberkörper hob und senkte sich mit dem Hüpfen ihrer Brüste. An ihrem beständigen Rhythmus konnte Stanley erkennen, dass sie einen BH trug.

Sie lief niemals ohne BH.

Tatsächlich konnte Stanley ihn sehen, als sie ihren rechten Arm zurückzog. Er blitzte in der Ärmelöffnung des T-Shirts auf. An diesem Morgen trug sie einen weißen BH.

Das Ärmelloch gewährte Stanley einen großzügigen Einblick.

Wenn sie doch bloß keinen BH tragen würde. Dann hätte er den größten Teil ihrer Brust durch die Ärmelöffnung sehen können. Und so wie das T-Shirt an der Hüfte abgeschnitten war und von ihren Brüsten herabhing, hätte er dann von unten hineinspähen und beide Brüste sehen können. Ihre weichen runden Unterseiten ...

Sicher, dachte er, aber dazu müsste ich auf dem Bürgersteig liegen.

Nachdem er festgestellt hatte, dass sie heute – wie immer – einen BH trug, lenkte Stanley seinen Blick auf ihr Gesicht. Ein herrliches Gesicht: gleichzeitig weich und hart, zierlich und kraftvoll, Samt und Granit, unschuldig und welterfahren. Und trotzdem so wunderschön – das Gesicht eines Filmstars und einer Kriegergöttin, vereint in der atemberaubenden, unglaublichen Sheila Banner.

Wie ein üppiges Goldbanner wehte denn auch ihr Haar im Wind. Es war das Letzte, was Stanley von ihr sah, als sie die Hecken am anderen Ende der Einfahrt passierte.

Zitternd holte er tief Luft.

Dann griff er sich wieder den Sportteil und ging zum Polstersessel in der Ecke des Zimmers. Nachdem er sich gesetzt hatte, drückte er sich gegen die Rückenlehne, so dass sie nach hinten kippte und die Fußablage hochschwang. Er starrte die Zeitung an.

Er stellte sich vor, wie er Sheila verfolgte.

Wie er auf den Bürgersteig hinausrannte, nachdem sie vorbeigelaufen war, und ihr zu folgen begann – selbstverständlich in diskretem Abstand.

Es wäre nicht gegen das Gesetz.

Warum *tue ich es nicht?*, fragte er sich. Warum tue ich es nicht einfach, anstatt nur hier zu sitzen und davon zu träumen?

Dann müsste sie auf mich aufmerksam werden.

Und dann?

Ja, dann. Dann würde sie Stan the Man sehen, die kompletten Einmeterachtundachtzig, sämtliche 140 Kilo, wie sie rot angelaufen und verschwitzt hinter ihr her stolperen. Sie würde nicht gerade vor Zuneigung dahinschmelzen. Sie wäre entweder angeekelt oder verängstigt. Oder beides.

Vielleicht sähe sie auch, aus welchem Haus ich gekommen bin, und ändert ihre Route. Dann hätte ich sie zum letzten Mal gesehen.

Vielleicht merkt sie dann auch, dass *mein* Haus direkt an ihren Gartenzaun anschließt, und macht sich Gedanken darüber, was ich sonst noch anstellen könnte ... Vielleicht wird sie dann vorsichtiger, lässt die Vorhänge nicht mehr so weit aufstehen, zeigt sich nicht mehr so oft im Hof. Vielleicht warnt sie dann auch ihre Tochter vor mir.

Auch ein schönes Mädchen. Aber nicht annähernd in der gleichen Liga wie ihre Mutter. Für Stanley kam *niemand* an sie heran. Sheila Banner spielte in ihrer eigenen Liga.

Er wünschte, er hätte Fotos von ihr, aber er traute sich nicht, ein paar heimliche Aufnahmen mit seiner guten Minolta zu machen. Er müsste den Film entwickeln lassen. Die Leute im Fotolabor würden den Film sehen. Sie könnten Verdacht schöpfen. Am Ende wäre einer gar noch ein *Freund* von Sheila.

Das konnte Stanley nicht riskieren.

Stanley hatte mal eine Polaroidkamera. Er hatte sie kurz nach dem Wiedereinzug in das Haus seiner Mutter gekauft, vor zehn Monaten. Er *musste* einfach Fotos von der unglaublichen Frau haben, die jeden Morgen an seinem Fenster vorbeilief, die direkt hinter ihm *lebte*.

Leider hatte er den Fehler begangen, die neue Kamera seiner Mutter zu zeigen. Bevor er überhaupt die Gelegenheit bekam, sie einzusetzen.

Sie hatte die Polaroid hin und her gedreht und inspiert. Dann hatte sie die Augen zusammengekniffen. »Glaubst du auch nur eine Sekunde, dass ich nicht weiß, wofür das ist?«

Er war puterrot angelaufen.

»Wovon redest du?«, platzte es aus ihm heraus.

»Als ob du das nicht wüsstest. Von wem willst du deine schmutzigen Bilder machen? Von mir?«

»Nein!«, schrie er.

Dann konnte er nur noch zusehen, wie Mutter die Sofortbildkamera Richtung Kamin schleuderte, wo sie an den Steinen zerbrach. Plastikstücke und Glas spritzten wie Schrapnells durch die Luft. Die Reste der zerstörten Kamera krachten nach kurzem Flug auf die Kamineinfassung.

»Das lasse ich nicht zu«, informierte sie ihn. »Nicht in meinem Haus. Nicht jetzt. Niemals. Ich schäme mich für dich.«

Im Gedenken an das Schicksal seiner Polaroid entfuhr Stanley ein Seufzer.

Ich bin so ein Feigling, dachte er.

Ich hätte mir am nächsten Tag eine neue Kamera kaufen können. Ich könnte mir *heute* eine kaufen.

Was Mutter nicht weiß, macht sie nicht heiß.

Aber wenn sie mich erwischt ...

Wenn sie mich erwischt.

Stanley wünschte, er hätte den Mumm, den kleinen Refrain zu ignorieren. *Wenn sie mich erwischt.* Oh, was er schon alles getan hätte, wenn das nicht so wäre. Was er alles hätte erleben können. Die ganzen großen Möglichkeiten ...

Er war zweiunddreißig Jahre alt und schien sein ganzes Leben verpasst zu haben.

Er hatte es verpasst, weil es immer eine Frau gab, die über ihn wachte wie eine Gefängniswärterin. Erst war es Mutter gewesen, dann seine Frau Thelma und nun wieder Mutter.

Ich hätte nicht hier einziehen dürfen, sagte er sich. Das war so was von dämlich.

Mutter hatte ihn nach Thelmas Tod angebettelt, zu ihr zu ziehen. So schlecht erschien ihm die Idee damals nicht. Zum einen besaß Mutter ein gewisses Maß an Wohlstand und ein kleines Stuckhaus, das fast 400 000 Dollar wert war. Zum anderen hatte Stanley mit Thelma auch seinen Job verloren.

Thelma war die einzige Frau gewesen, die sich je etwas aus ihm gemacht hatte. Deshalb hatte er sie trotz ihres Alters, ihres Gewichts und ihres Gesichts zwei Wochen nach seinem High-School-Abschluss geheiratet. Zu der Zeit war sie bereits eine einigermaßen erfolgreiche Kinderbuchautorin gewesen und verdiente genug Geld für zwei. Ohne eigenen Jobzwang hatte Stanley begonnen, für seine Frau zu arbeiten: Er beantwortete ihre Fanpost, fotokopierte und versandte ihre Manuskripte und so weiter. Er war so etwas wie ihr Sekretär – und noch nicht mal ein besonders guter.

Mit Thelmas Tod waren Stanleys Aussichten auf einen halbwegs anständigen Job in weite Ferne gerückt. Dass er von ihren Tantiemen leben konnte, war höchst zweifelhaft.

Deshalb hatte er sich bereiterklärt, zu seiner Mutter zu ziehen.

Und damit seine Chance auf ein Leben in Freiheit verpasst.

Er war wie ein Gefangener, dessen Wächter im Dienst tot umgefallen war und die Zelle offen gelassen hatte. Er hätte fliehen können. Es hätte nur eines Quäntchens Mumm bedurft. Stattdessen hatte er wie ein vorbildlicher Häftling darauf gewartet, dass ein neuer Bewacher auftaucht.

Aber man hat eine tolle Aussicht von dieser Zelle, sagte er sich und grinste.

Sheila.

Sonst hätte ich sie nie zu Gesicht bekommen.

Stanley warf einen Blick auf seine Uhr.

Sechzehn Minuten nach acht.

Sheila musste jetzt schon seit längerer Zeit wieder zu Hause sein. Bei all den Gedanken, die ihm im Kopf herumsprangen, hatte er es verpasst, ihren Tagesablauf in seiner Fantasie nachzuverfolgen.

Er überlegte sich, so zu tun, als ob er nichts verpasst hätte. Das hatte er schon öfter getan, aber es war nicht das Gleiche. Der Kick lag darin, sie sich im gleichen Moment vorzustellen, in dem sie diese Dinge tat: ihr Lauftraining beenden, den Hausschlüssel herausholen ...

Wo hatte sie ihn nur an diesem Morgen aufbewahrt? Vielleicht in eine Socke gesteckt? Das war ihr zu gewöhnlich. Nein, vielleicht in den Bund ihres Höschens gescho-

ben? Vielleicht hatte sie ihn sicher im Körbchen ihres BHs untergebracht, wo er einen Abdruck auf einer Brust hinterließ. Es gab so viele Orte, an denen der Schlüssel sein konnte, ein warmes Geheimnis, das sich an ihre Haut schmiegte. Orte, an denen sie mit langen Fingern danach fischen musste ...

Hör auf damit, ermahnte er sich. *Du hast das alles verpasst. Du musst aufholen, damit ihr zeitgleich seid.*

Mittlerweile hatte sie wahrscheinlich ihre durchgeschwitzten Klamotten ausgezogen.

Stanley *liebte* es, sich das vorzustellen. Wie sie mit einem Schuh begann, auf einem Bein balancierte, während sie das andere anhob, sich leicht vorbeugte und den Schuh mit ...

Aufholen, aber schnell!

Ja. Genau. Was macht sie gerade in diesem Moment?

Stanley sah auf die Armbanduhr.

Acht Uhr neunzehn.

Wahrscheinlich stand sie bereits unter der Dusche und ließ den heißen Wasserstrahl an ihrem nackten Körper herabrieseln. Vielleicht hatte sie es sich auch in ihrer Badewanne bequem gemacht.

Stanley wusste nicht, ob sie Duschen oder Baden bevorzugte.

Zu ihrem athletischen Typ passte Duschen besser, aber ihre sinnliche weibliche Seite würde es genießen, sich in einem heißen Bad auszustrecken.

Also mochte sie beides, ganz wie es ihr in den Sinn kam.

Wie es *mir* in den Sinn kommt, korrigierte sich Stanley.

Heute schien ihm ein Tag zum Duschen zu sein.

Nachdem er den Sportteil zusammengefaltet und auf seinen Schoß gelegt hatte, schloss Stanley die Augen. Vor sich sah er durch aufsteigenden Wasserdampfnebel die Türen zur Duschkabine. Es waren Schiebetüren aus klarem Glas. Trotz des Dampfes waren sie nicht beschlagen. Er konnte hindurchsehen, als ob es sie gar nicht gab.

Er sah, wie Sheila nackt unter dem Duschkopf stand, ihren Rücken dem Wasserstrahl zugewandt, den Kopf zurückgelegt, die Ellenbogen erhoben, die Finger durchs nasse Haar fahrend. Ihr Gesicht glänzte vom Wasser. Strahlende Flösschen perlten über ihre Brüste herab, die im Rhythmus ihrer Armbewegungen leicht erbeben. Wie flüssige Diamanten sammelten sich Tropfen an den Spitzen ihrer Nippel und fielen dann, einer nach dem anderen ...

Stanleys Sessel begann zu wackeln. Erst dachte er, seine Mutter hätte irgendwie Wind von seinen schmutzigen Tagträumen bekommen und ihn mit ihrem Rollstuhl gerammt. *Erwischt, du dreckiger Perversling!*

Als er die Augen öffnete, wurde ihm jedoch klar, dass Mutter nichts mit dem beunruhigenden Stoß zu tun hatte.

Sie befand sich nicht im Zimmer, und das Zimmer wackelte so sehr hin und her, dass es vor seinen Augen verschwamm.

Neben ihm fiel die Lampe um.

Er warf die Zeitung beiseite, lehnte sich vor und schob die Fußablage nach unten. Er drückte sich aus dem Sessel und schrie: »Erdbeben!«

Natürlich wusste Mutter schon Bescheid.

Stanley konnte sie schreien hören, lauter als seine eigene Stimme, lauter als das Getöse des Bebens, das Klir-

ren der Vorderfenster und den Krach der Dinge, die im ganzen Haus zu Boden gingen, zusammen.

Ein Gipsbrocken traf ihn an der Schulter, als er bereits auf halbem Weg zur Haustür war. Gips?

Die Decke!

Ich muss hier raus!

Er rüttelte und drehte am Türgriff. Da sich die Tür nicht öffnen wollte, fiel ihm ein, dass er den Sicherungsbolzen lösen musste. Er ließ den Griff los und versuchte den Türriegel zwischen Daumen und Zeigefinger aufzudrehen. Er entglitt ihm wieder und wieder.

»Scheißding!«, schrie Stanley.

Dann erwischte er den Knopf und drehte schnell den Bolzen. Im gleichen Moment bäumte sich das Haus wieder unter ihm auf. Er klammerte sich am Türgriff fest und konnte einen Sturz knapp vermeiden.

»Stanley!«, kreischte seine Mutter. »Hilf mir! Hilf mir!«

Er warf einen Blick zurück über die Schulter.

Und da kam Mutter auch schon. Vornübergebeugt rollte sie aus dem Esszimmer wie ein Sportler kurz vor der Ziellinie. Putz und Gipsbrocken fielen links und rechts von ihr zu Boden, als die Zimmerdecke brach. Weißer Staub senkte sich auf sie nieder.

»Stanley!«, heulte sie.

»Ich muss die Tür aufkriegen!«

Er drehte und zerrte am Türgriff. Die Tür fiel ihm entgegen. Er hatte vergessen, die Türkette auszuhängen, bemerkte den Fehler aber erst, als ihn das Schloss mitsamt Kette an der Stirn erwischte.

Er stolperte rückwärts und riss die Tür mit sich. Ihr Gewicht begann ihn seitwärts gegen das zerbrochene Fens-

ter zu drücken. Er ließ den Türgriff los und fiel. Der Polstersessel fing seinen Sturz ab. Die Lehne klappte nach hinten, die Fußablage schoss hoch. Krachend kam der Sessel an der Wand zum Stehen.

Zurück auf Los!

Stanley verbarg den Kopf in den Armen und schrie.

Und er beobachtete seine Mutter.

Er hörte auf zu schreien.

So ernst die Situation auch war, das Ganze entbehrte nicht einer gewissen Komik. Komisch, dass es ihn wieder in den Polstersessel zurückgeworfen hatte. *Noch komischer* war, dass Mutter es aufgegeben hatte, zur Tür zu rollen – vielleicht war ihr Weg von Deckentrümmern versperrt? – und sich nun wie besessen im Kreis drehte. Mit Schreien hatte sie aufgehört. Um Stanleys Hilfe flehte sie ebenfalls nicht mehr.

Sie drehte wie eine Verrückte an den Speichenrädern ihres Rollstuhls, kreiselte herum und schrie, kreiselte und schrie: »Oh je, oh je, oh je, oh je.«

Ein tellergroßes Stück Putz fiel direkt vor ihr von der Decke. Entweder hatte sie die Gefahr gewittert oder nur gehöriges Glück gehabt, jedenfalls brachte sie ihren Rollstuhl noch rechtzeitig zum Stehen. Der Deckenputz fiel ihr genau vor die Füße. »Oh je, oh je, oh ...«

»Hey, Ma«, brüllte Stanley, »der Himmel fällt uns auf den Kopf!«

Sie schien ihn nicht zu hören.

Irgendein anderer jedoch möglicherweise schon, denn in diesem Augenblick stürzte das Haus ein. Wenn auch nicht ganz.

Der Hausteil, in dem sich das Wohnzimmer befand, blieb vom Einsturz verschont.

Aus seinem zurückgeklappten Polstersessel konnte Stanley lediglich sehen, was bis zum Durchgang zum Esszimmer passiert war: Deckentrümmer hatten Tisch und Stühle zerschmettert und unter einem Berg von Schutt, Holz und Stuck begraben. Durch den dicken Staubnebel konnte Stanley sehen, wie die Sonne den Schutthaufen beschien.

»Heilige Scheiße«, murmelte er.

Ich schaffe besser schnellstens meinen Arsch hier raus, dachte er.

Er stellte sich vor, wie er auf dem Weg zur Eingangstür einen Umweg machen würde. Wie er Mutter aus dem Rollstuhl hob und mit ihr loslief, links und rechts auswich, wenn die Stützbalken um ihn herum fielen. Wie er es gerade noch aus der Tür schaffte, bevor der Rest des Hauses einstürzte.

Denk nicht so lange nach und TU endlich was!

Was ist, wenn ich sie zurücklasse?

Was, wenn ich sie zurücklasse und das Haus einstürzt?

Das wäre doch wirklich tragisch.

Schaff bloß deinen eigenen Arsch hier raus – aber schnell!

Als er sich vorbeugte und die Absätze gegen die Fußablage stemmte, brach das Beben ab.

Auf das Getöse folgte tiefe Stille.

In die Stille mischten sich nach und nach leise Geräusche. Stanley konnte hören, wie das Haus knarrte, als die Erschütterungen nachließen. Er hörte das ferne Aufheulen von Alarmanlagen in Autos und Häusern. Weit weg bellten Hunde.

Vom Rollstuhl seiner Mutter war nichts zu hören. Von ihrer Stimme auch nicht.

Er sah sie an.

Bewegungslos saß sie im Rollstuhl, immer noch vornübergebeugt, die Hände um die Felgen gekrampft.

»Mutter?«

Sie bewegte sich nicht.

»Mutter, alles in Ordnung?«

Stanley erhob sich aus dem Sessel.

»Mutter?«

Sie hob den Kopf. Weißer Staub und Gipsbrocken fielen ihr von Haar und Schultern, als sie sich aufrichtete. Die pinkfarbene Brille saß schief auf ihrer Nase. Sie richtete sie und blinzelte Stanley an. Ihr Kinn zitterte. Spucke rann ihr aus dem Mund und zog feuchte Spuren im Gipsstaub.

»Ist es vorbei?«, fragte sie mit zittriger dünner Stimme.

»Es ist vorbei«, bestätigte Stanley.

Er ging zu ihr.

»Was machen wir jetzt nur?«

»Keine Sorge«, sagte Stanley.

Er kniete sich neben ihrem Rollstuhl nieder und hob ein Stück Putz von der Größe eines Pflastersteins auf. Er hielt es über ihren Kopf.

An ihrem Gesichtsausdruck konnte er sehen, dass sie wusste, was kommen würde.

»Stanley!« Sie zuckte zurück und hob ihren Arm.

Der schwere Gipsbrocken brach entzwei, als er ihren Kopf traf. Es knackte. Sie grunzte. Ihre Brille rutschte bis zur Nasenspitze, fiel aber nicht herunter.

Stanley hielt die Hälfte des Gipsbrockens in der Hand. Die andere Hälfte prallte an Mutters rechter Schulter ab und fiel zu Boden.

Sie saß einen Augenblick still.

Stanley hob den Brocken.

Als er überlegte, ein weiteres Mal zuzuschlagen, sank ihr Kopf nach vorn. Langsam rutschte sie vor. Ihre Brille fiel auf ihren Rock und zog ein kleines Tal zwischen ihre Schenkel.

Sie beugte sich weiter und weiter vor, als hoffte sie, zwischen ihren Knien hindurchsehen zu können und etwas Wundervolles unter ihrem Rollstuhl zu entdecken.

Stanley trat einen Schritt zurück und betrachtete sie.

Sie rutschte so weit nach vorn, dass ihre Handknöchel den Schutt auf dem Boden berührten. Dann hob sich ihr Oberkörper aus dem Rollstuhl. Ihr Kopf prallte auf den Boden. Sie machte einen unbeholfenen, schiefen Purzelbaum, der mehr von ihrer grauen Strumpfhose entblößte als Stanley lieb war. Hart schlugen die Beine auf, und der Aufprall ihrer Absätze ließ die Scherben des eingeschlagenen Fensters aufspritzen. Sie bäumte sich auf, als ob sie sich setzen wollte, fiel dann wieder um und lag still.

Stanley trat mit der Schuhspitze seines Mokassins nach ihrer Hüfte.

»Mutter? Mutter, alles in Ordnung?«

Sie regte sich nicht. Sie gab keine Antwort.

Er versetzte ihr einen anständigen Tritt. Ihr Kopf wackelte.

Stanley sah Blut aus ihrem Ohr laufen.

»Das ist ein schlechtes Zeichen«, sagte er und musste lachen.

Dann verging ihm das Lachen.

Schuld daran war der Gedanke, dass Sheila Banner unter den Trümmern ihres Hauses begraben sein könnte.

Eine Minute vor Ausbruch des Bebens gähnte Clint Banner und blickte in seine leere Kaffeetasse.

Die Tasse zierte ein Porträt von John Wayne als Rooster Cogburn in *Der Marshal*, ein Geburtstagsgeschenk seiner Tochter Barbara, die darauf bestand, dass Clint »genau wie John Wayne als Hondo« aussah. Sie hatte keine Tasse mit Hondo finden können und sich mit Cogburn zufriedengegeben. Ich weiß, dass du nicht so aussiehst, hatte sie gesagt und dabei das Gesicht verzogen. Clint hatte ihr geantwortet, indem er Tonfall und Stimme des Duke nachahmte: »Gib mir noch ein paar Jahre und eine Augenklappe, kleine Lady.«

Er gähnte erneut.

Es war acht Uhr neunzehn am Freitagmorgen. Er war seit halb fünf auf den Beinen, das war sein Trick, dem System ein Schnippchen zu schlagen. Aus dem Bett springen, sich im Bad anziehen, damit er Sheila nicht weckte, und sich um Viertel vor fünf auf die fünfundvierzigminütige Fahrt durch die Dunkelheit machen. Würde er zu einer vernünftigen Zeit aufstehen, etwa gegen sechs, würde ihn die Fahrt doppelt so viel Zeit kosten. Er war immer früh auf der Arbeit, damit er das Büro ein paar Stunden für sich allein haben konnte. Das gefiel ihm. Außerdem konnte man so um zwei gehen, vor der nachmittäglichen Rushhour. Es gab viele Vorteile.